

Abwarten und Tee proben

Für seine Musik zu Ang Lees Wuxia-Drama „Tiger and Dragon“ wurde der chinesische Komponist und Dirigent Tan Dun 2000 mit einem Oscar ausgezeichnet. Ob seine Oper „Tea: A Mirror of Soul“ am 19. Dezember vor Publikum oder nur vor der Kamera auf die Bühne gebracht werden kann, ist noch ungewiss.

Alles beginnt mit einem tiefen A, mit dem dunklen, stehenden Klang der Kontrabässe, die mit ihren Frequenzen an mystische Naturlaute erinnern. Dann hochfrequente Waterphones, ein Schatten, eine tibetanische Klangschale und plötzlich, wie aus ferner Vergangenheit, eine Stimme, eine Melodie.

Aus einem Minimum an Material formen sich nach und nach Sprache, Bewegung, Oper – aus wenig entsteht alles. Tan Dun arbeitet hier wie ein Klangmagier, dessen Zauber Kai Röhrig, Professor für Musikdramatische Gestaltung an der Universität Mozarteum Salzburg, an Richard Wagners „Ring des Nibelungen“, insbesondere an „Das Rheingold“ erinnert. „Es beginnt auf dem Grund des Rheins und aus diesem komponierten Urklang entsteht alles Weitere.“ Der Anfang zieht einen nicht nur in Tan Duns Klangwelt, sondern sofort auch in die Geschichte hinein: In einer Teezeremonie im alten Kyoto trinkt ein Mönch aus einer leeren Teetasse und erinnert sich an sein Ich vor zehn Jahren. In einer Art Reenactment wirkt die Zeremonie, das bewusste Erleben des Rituals, wie ein Trigger, der ihn mit seinen schmerzlichen Erinnerungen konfrontiert.

Die Teezeremonie hat in der asiatischen Kultur einen hohen Stellenwert. Gleichzeitig verbindet sich mit ihr etwas Soziales, Sinnliches und Philosophisches. Sie bildet den Höhepunkt einer Begegnung und zelebriert das respektvolle Miteinander, Wertschätzung und Achtsamkeit. „Vor allem unsere asiatischen Studierenden blühen in der Produktion auf, weil sie uns etwas über die Traditionen ihrer Heimat erzählen können“, so Kai Röhrig. „Die Oper ist außerdem extrem melodisch und kantabel, sie erinnert damit an Werke von Puccini, beispielsweise seine ‚Turandot‘ oder ‚Madama Butterfly‘, die beide auch in Asien spielen. Opernstimmen, die italienische Gesangsmusik lieben, fühlen sich bei Tan Dun aufgehoben. Mehr als

das, hat Tan Duns Musik eine für die zeitgenössische Oper ungewöhnliche stilistische Offenheit und Zugänglichkeit. Er ist ein Brückenbauer der Kulturen. Er will Menschen erreichen und hat damit großen Erfolg. Der Untertitel ‚A Mirror of Soul‘ gilt somit auch für die Musik – man spürt, wie Studierende daraus schöpfen und sich dabei selbst entdecken können. Dass das Ensemble unglaublich Feuer gefangen hat für diese Oper, freut mich natürlich sehr.“

Da der Lehrinhalt des Masterstudiums „Oper und Musiktheater“ das Erarbeiten einer Opernproduktion auf der Bühne mit Orchester umfasst und die Opernaufführung vor Publikum Teil der Masterprüfung ist, hat die Universität in den vergangenen Monaten einen immensen Sicherheitsaufwand betrieben, um diese Studienleistungen zu ermöglichen. „Das Rektorat und das Sicherheitsmanagement der Universität haben uns von Anfang an total unterstützt – es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit wir unsere Fächer trotz Covid-19 unterrichten können. Das macht einem auch noch einmal die Komplexität des Opernmachens bewusst. Es geht darum, an der Stimme, an der Sprache und am Ausdruck zu arbeiten und gleichzeitig all diese Aspekte im Miteinander zusammenzubringen. Eine Opernproduktion kann nicht online realisiert werden. Das geht einfach nur analog und in Präsenz. Neben dem fehlenden Publikum leidet die Opern- und Theaterbranche derzeit also auch unter den Einschränkungen bei der alltäglichen Arbeit“, resümiert Kai Röhrig.

Nach dem Vorbild der Salzburger Festschauspiele wurde das komplette Team und Ensemble bis zum zweiten Lockdown wöchentlich getestet, Kontaktpersonen mussten die Proben für zehn Tage unterbrechen. Bisher gab es im Ensemble keinen positiven Fall. „Wir haben die Hoffnung, dass wir ab dem 7. Dezember wieder proben und die Premieren der zwei Besetzungen am 19. und 20. Dezember stattfinden können. Wenn es ohne Publikum sein muss, werden die Vorstellungen zumindest aufgezeichnet und am 22. Dezember sowie am 6. Jänner um 19 Uhr als Onlinepremierer auf der Website der Universität gezeigt. Wir hätten dann lediglich eine dreiwöchige Unterbrechung gehabt, das Ensemble würde die Proben ausgeruht und fokussiert wieder aufnehmen und auf die Opernbühne zurückkehren können.“

Vor allem für die Mitwirkenden würde sich Kai Röhrig wünschen, dass „Tea“ tatsächlich aufgeführt werden kann, da die Studierenden in dieses Projekt sehr viel Zeit, Herzblut und Disziplin investiert haben – auch hinsichtlich der Minimierung ihrer Sozialkontakte während der Probenzeit. Bis dahin heißt es – mit Tan Dun gesprochen – wohl noch abwarten und Tee proben.

Sandra Steindl



Rekonstruiertes Stadtviertel der Zivilstadt von Carnuntum.

BILD: SNH, SCHNEIDER, PERONELL, CARNUNTUM



Nachbau eines römischen Patrouillenboots der Uni Erlangen-Nürnberg. BILD: SNFAU ERLANGEN-NÜRNBERG



Amphitheater der Lagerstadt von Carnuntum.

BILD: SN/ANDRÄS KOLARIK – ARCHÄOLOGISCHER PARK CARNUNTUM

Der Donaulimes – Militärgrenze und Handelszone

Von 15 v. bis 500 n. Chr. prägten die Römer den Lebensraum entlang der Donau von Bayern bis zur Mündung ins Schwarze Meer. In einem umfangreichen EU-Projekt wird die große römische Militärgrenze, der Donaulimes erforscht.

GABRIELE PFEIFER

Neunzehn Projektpartner, mit dabei auch die Paris Lodron Universität Salzburg, gehen den Spuren der römischen Eroberer anhand der Grenzbefestigungen entlang der Donau nach. Die

Wissenschaftler wollen damit eine wichtige europäische Kulturroute lebendig werden lassen.

Die Expansionsbestrebungen der Römer führten sie um ca. 15 v. Chr. über die Alpen in das damalige Regnum Noricum, das von keltischen Stämmen bevölkert war. Das Römische Reich, so wollte es Kaiser Augustus (63 v. bis 14 n. Chr.), sollte bis ins Voralpenland ausgedehnt werden. Als Grenze zu den Barbaren (Fremden) legten die Römer die Donau fest, und entlang dieser wurde der sogenannte Limes mit zahlreichen Befestigungsanlagen errichtet. Der Donaulimes erstreckte sich entlang der Donau von Bayern über Österreich in die Slowakei, über Ungarn, Serbien, Rumänien und Bulgarien bis zur rumänischen Stadt Sulina, wo die Donau in einem breiten Flussdelta schließlich ins Schwarze Meer mündet. Nach dem Hadrians- und Antoninuswall in Großbritannien sowie dem Obergermanisch-Raetischen Limes in Deutschland stellt der Donaulimes den dritten großen Grenzbereich des Imperium Romanum dar.

Alle Länder, die an den Donaulimes angrenzen, sind an diesem Projekt beteiligt. Die Leitung des Gesamtprojekts liegt bei der Donau Uni Krems, weiters sind aus Österreich das Ludwig Boltzmann Institut sowie die Paris Lodron Universität Salzburg beteiligt.

Die Römer legten zur Grenzbefestigung zahlreiche Wachtürme, Legionslager und Kastelle zu beiden Seiten der Donau an. Sie bauten Straßen, die die einzelnen Lager verbanden. Begleitend zu den Militärlagern

entstanden zivile Siedlungen für Veteranen und ehemalige Legionäre. Die Donau selbst war für die Römer ein sehr wichtiger Schifffahrtsweg, auf dem die gesamte Logistik für das Militär transportiert wurde. Dementsprechend verkehrten unterschiedliche römische Schiffe, vom Patrouillenboot bis zum Frachtschiff, auf der Donau. Ein faszinierendes Novum für die keltischen Bewohner, deren Schiffe noch sehr einfach waren.

Spuren der römischen Befestigungsanlagen in Österreich finden sich in Linz, Enns, Traismauer, Mautern, Tulln, Zwentendorf, Klosterneuburg, Wien, Schwechat und Carnuntum, Letzteres stellte das größte und bedeutendste Militärlager dar. Carnuntum wurde im 2. Jh. n. Chr. auch Verwaltungsmittelpunkt der römischen Provinz und neben dem Militärlager errichteten die Römer eine große zivile Stadt. „Wir wollen die Geschichte des Limes neu und umfassend aufbereiten“, sagt Dr. Rupert Breitwieser vom Fachbereich Altertumswissenschaften, der das Projekt seitens der PLUS gemeinsam mit den beiden Assistentinnen Maria Erker und Anna Windischbauer leitet. Geplant sei ein einheitliches museumspädagogisches Konzept sowie eine Museums-App und ein Guide. „Die Menschen sollen eine Anleitung bekommen, um den Donaulimes ganzheitlich erleben zu können“, so Breitwieser. Es gehe einerseits um die touristische Erschließung des gesamten Raumes, aber auch um Aktivitäten für den Kulturgüterschutz und um eine museale Belegung der römischen Überreste rund um den Limes. „Wir wollen die Geschichte sichtbar und erlebbar machen“, meint Breitwieser.

Die Wissenschaftler gehen zahlreichen Spuren römischen Lebens entlang der Donau nach. Sie untersuchen die Reste von Befestigungen und Flussmündungen, wo sich ein Hafen oder eine Brücke befunden haben könnte. Aufgrund ihres versumpften und verästelten Ufers war die Donau nur mit Schwierigkeiten zu überwinden. Daher wur-

de, anders als entlang des in Deutschland verlaufenden Obergermanisch-Raetischen Limes, kein Grenzwall angelegt. Die Lager wurden zunächst nur mit Erdwällen umgeben, in späterer Zeit auch mit Steinmauern. Der Donaulimes soll in seiner Gesamtheit beschrieben werden, dazu zählen die Geschichte der Schifffahrt ebenso wie die Lebensumstände rund um den Limes. Zunächst werden alle vorhandenen Quellen systematisch erfasst und in eine Datenbank eingegeben. „Wir schauen auch, was wir in den Museen vorfinden“, betont Projektsassistentin Maria Erker. Einerseits soll alles vorhandene Wissen über die römische Zeit an der Donau zusammengefasst, andererseits Neues entdeckt und erforscht werden.

Von besonderem Interesse ist für die Wissenschaft auch, welche Beziehungen sich an der römischen Grenze entwickelten. „Wir wollen die Lebensumstände der Menschen rund um den Limes untersuchen“, so Erker. Besonders interessant seien die privaten Beziehungen der römischen Besatzer zur heimischen Bevölkerung. Die Legionäre lebten mit ihren Familien rund um die Lager, teils gingen die Römer auch Verbindungen mit keltischen Frauen ein. „In vielen Lebensbereichen entfaltete sich ein gutes Miteinander zwischen römischen Besatzern und Einheimischen“, erzählt Anna Windischbauer, die die Datenbank betreut. Von Verbindungen zwischen Römern und Einheimischen zeugten beispielsweise Reliefs, auf denen der Mann in römischer Tracht und die Frau in keltischer Tracht abgebildet ist, sagt Windischbauer. Auch in Salzburg habe man Grabmedaillons mit Abbildungen von Frauen in norischer Tracht gemeinsam mit Römern gefunden. „Im Grunde genossen die Einheimischen die Vorteile römischer Zivilisation“, sagt Breitwieser.

Umgekehrt hatten die Römer stets ihre Vorteile im Auge und suchten in dieser Region speziell nach Bodenschätzen. Sie

fanden Buntmetalle und vor allem das von ihnen sehr geschätzte hochwertige Eisenerz in den österreichischen Alpen. Das Ferrum Noricum galt als ideal zum Schmieden von Waffen und anderen Gerätschaften aus Eisen. „Die Provinz Noricum war vor allem wegen des hervorragenden Eisens in der gesamten römischen Welt geschätzt“, so Breitwieser. Zuvor betrieben die Römer zunächst Handel und tauschten u. a. Wein gegen Eisen. Später eroberten sie das Gebiet, um noch effizienter an die begehrten Buntmetalle, neben Eisenerz auch Kupfer und Gold, zu gelangen. Das mittels einer speziellen Verhüttungstechnik hergestellte norische Eisen besaß eine unglaublich hohe Qualität, ähnlich der von modernem LED-Stahl oder den Schwertern der Samurai in Japan.

„Die gesamte Okkupation des heute österreichischen Alpen- und Donauraums durch die Römer muss man sich eher friedlich vorstellen“, sagt Breitwieser. Vereinzelt habe es Kämpfe gegeben, im Großen und Ganzen seien für die einheimische Bevölkerung der Schutz durch die Römer sowie gute Handelswege aber eher von Vorteil gewesen. Die Eroberung des keltischen Regnum Noricum habe vielmehr einer erweiterten Integration geglichen. Die römischen Legionen boten nun Schutz vor plündernden Germanen. Generell waren die Römer der heimischen Bevölkerung gegenüber in vielen Lebensbereichen tolerant. Solange der römische Kaiser als oberste Instanz akzeptiert wurde und auch die wichtigsten römischen Götter von den Provinzbewohnern anerkannt wurden, konnte die Bevölkerung ihre eigenen religiösen Kulte ausüben.

Die Ergebnisse der Forschungen sollen auch in die Lehre einfließen. Es wird spezielle Lehrveranstaltungen geben, auch Exkursionen sind geplant. Darüber hinaus wird das Projekt auf verschiedenen wissenschaftlichen Tagungen vorgestellt. Die Paris Lodron Universität erhält 190.000 Euro für eine Projektzeit von zweieinhalb Jahren.



Anna Windischbauer, Projektleiter Rupert Breitwieser und Maria Erker.

BILD: SN/ANDRÄS KOLARIK

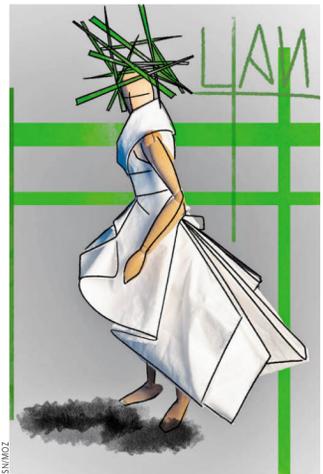


BILD: SN/ANDRÄS KOLARIK